

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 282 (2009)

Artikel: Placidus Spescha - Naturforscher und Alpinist
Autor: Hofmann, Heini
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656872>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

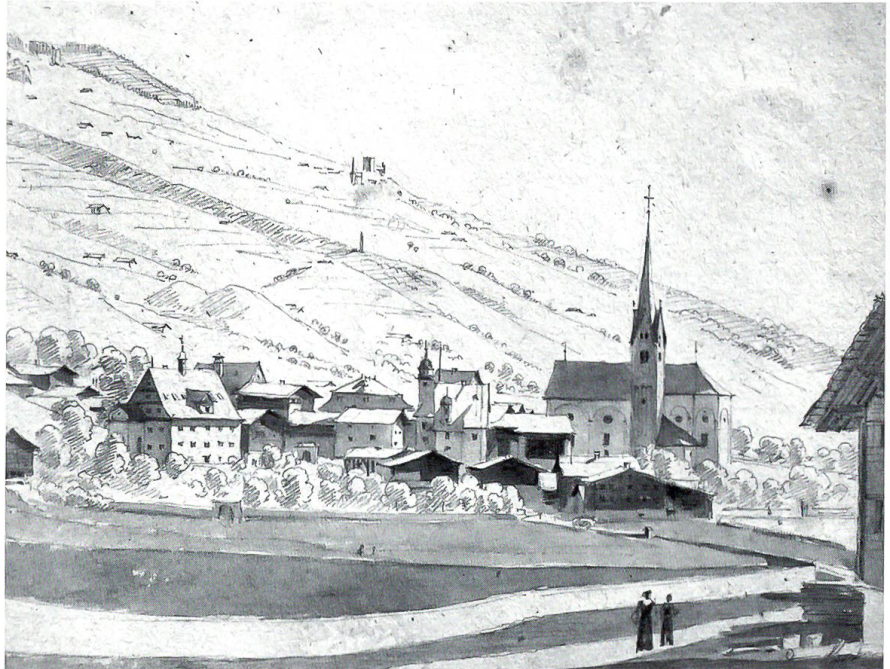
Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Placidus Spescha – Naturforscher und Alpinist

Während heutige Wissenschaftler meist hoch spezialisiert sind, waren frühere Forscher noch Universalgelehrte. So auch der Disentiser Benediktinerpater Placidus Spescha (1752–1833). Er war Gipfelstürmer und Naturforscher, Patriot und Visionär – alles in allem Wegbereiter des alpinen Selbstbewusstseins.

Ihm kommt, unter den Begründern und Pionieren der Alpenforschung, nicht zuletzt deshalb besondere Bedeutung zu, weil er, im Gegensatz zu andern Gelehrten jener Epoche, selber ein Sohn der Berge war. Sein Lebenswerk in einer Zeit des Umbruchs gleicht einem Bergkristall: spitzig und kantig, aber dauerhaft und strahlend.



In Trun, wo er auch geboren war, starb Placidus Spescha 1833 im Klosterhof. Vor der Kirche erkennt man sein Vaterhaus, am linken Dorfrand den Klosterhof, in dem seine Stube und sein Schlafzimmer erhalten sind (Samuel Birmann, 1821; öffentliche Kunstsammlung Basel, Kupferstichkabinett).

Abschied vom Bergdrachen

Placidus Spescha, geboren am 9. Dezember 1752 in Trun, dem Sitz des Grauen Bundes, rangiert neben dem Dichter und General Johann Gaudenz von Salis-Seewis wohl als die herausragendste Persönlichkeit Graubündens in der Zeit um 1800. Er war für die Bündner Berge das, was Horace-Bénédict de Saussure für die Westalpen und Belsazar Hacquet für die Ostalpen, nämlich erfolgreichster Bergsteiger in dieser Frühepoche der Eroberung der Alpen.

In einer Zeit, da man eben den Glauben an die Bergdrachen überwunden hatte, diese aber noch in manch gelehrtem Werk des Jahrhunderts herumspukten, sogar bei einem so bedeutenden Naturforscher wie Johann Jakob Scheuchzer, da beschritt Placidus Spescha mutig und eigenwillig neue Wege. Als Erster wagte er sich auf die höchsten Gipfel der Surselva, machte Höhenbestimmungen, zeichnete Karten, beschrieb Pflanzen und Tiere und hielt seine Forschungsergebnisse in unzähligen Handschriften fest, mal nüchtern-exakt, mal farbig-poetisch, oft humorvoll oder sarkastisch.

Realität oder Fata Morgana?

Der Blick von den Gipfeln war neu und für den Bergsteiger verwirrend. Es war schwierig, die Menschen im Flachland vom Gesehenen zu überzeugen. Noch heute rufen die Fantastischen Panoramabeschreibungen Zweifel hervor. Hat er tatsächlich vom Rheinwaldhorn aus das Mittelmeer gesehen, oder hat er fantasiert? Die modernen digitalen Panoramen geben keine Antwort; denn noch reicht der digitale Atlas der Schweiz nicht so weit über die Grenzen hinaus...

«Wenn ich schreibe: mit dem Fernrohr die grossen Fenster von Basel unterschieden und gezählt ... zu haben, wer wird mir's glauben?» Dieser euphorische Beschrieb der Gipfelaussicht vom Piz Urlaun führte ebenso zu Diskussionen wie jener vom Tödi: «Wenn ich vorgebe, dass man ... bis Basel, den Jura und die Vogesen und von dort über den Rhein hinab bis weit über Mainz und Frankfurt ... sehe; so haltet man vielleicht meine Angaben für eine Erdichtung.»

Der Basler Naturwissenschaftler und Ökonom Christoph Bernoulli konterte 1811 in seiner «Geognostischen Übersicht der Schweiz» unzimperlich: «Dass man auf dem Tödi ... die Fenster von Basel blinkern sehe, gehört, wie manches andere, zu den Rodomontaden (Aufschneidereien) jenes Bergbesteigers.»

Korrektur eines Zerrbildes

Als einer der Ersten thematisierte Placidus Spescha die Alpen als Lebensraum und wurde so zum Sprachrohr derer, die sie bewohnten und die er Alpiner nannte. Denn bislang galten die Alpen als Transithindernis und Hort unkultivierter Barbaren.

Davon zeugt in «Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz» von Johann Gottfried Ebel das Kapitel «Alpenreisen von Knabengesellschaften», worin der bitterböse, beleidigende Bericht eines Zürcher Geistlichen im Anschluss an eine Reise nach Graubünden zitiert wird: «O glückliche Einwohner dieses unglückseligen Landes, dass Euch der Schöpfer ohne Köpfe,

und nur mit Mützen, oder, so Ihr Köpfe habt, doch ohne Gehirn erschaffen hat, denn so wüsstet Ihr Euer eigen Unglück nit. Ihr werdet wegen der Sprach, die Euer eigen ist, ausser Stand gesetzt, von gesitteten Völkern und commoden Wohnungen der grossen Welt etwas zu erfahren und bleibt also ewig ein zeitlicher Fluch auf Euch, dass Ihr müsst auf allen Vieren kriechen und fressen.»

Spescha korrigierte dieses Zerrbild der Wildnis und ging bereits so weit, die Alpen nicht nur als Lebens-, sondern auch als Wirtschaftsraum zu verstehen. Sie sollen, so meinte er, sinnvoll bewirtschaftet werden, «damit die Ausfuhr vergrössert und die Einfuhr vermindert würde und hiemit der Verdienst und das Geld im Alpengebirge blieb». So forderte er den Bau von Fabriken und Bergwerken, «in welchen der Reichtum der Alpiner verborgen liegt».

Doppelagent wider Willen

Placidus Spescha war ein unkonventioneller, ja revolutionärer Geist in der damals konservativsten Region Graubündens, der Surselva. Während man sich hier gegen das Gedankengut der Aufklärung und der Französischen Revolution stemmte, bewunderte er die Franzosen und Napoleon so sehr, dass er diesem eines seiner Werke dedizierte: «Kaiser! Ich widme dir mein Werk, weil es die Urquellen des Rheins beschreibt ... und weil es eines Beschützers der Wahrheit bedarf.»

Gross dagegen war seine politische Abneigung gegen den östlichen Nachbarn: «Solange rhätisches Land und Volk bestehet, ... zeigt sich kein Fürst oder Potentat, der soviel Schaden diesem Land und Volk zugefügt hat als das Haus Österreich.» Das brachte ihm 1799 achtzehn Monate Deportation ins Exil nach Innsbruck ein, wo er sich nach anfänglicher Haft frei bewegen konnte, was ihn vermerken liess: «Es war mir dort sehr wohl, denn die Bibliotheken, Kunstkammern und der Zutritt zu gelehrten Menschen stand mir offen.»

Im gleichen Jahr wurden im Krieg zwischen Frankreich und Österreich Abtei und Dorf Di-

sentis niedergebrannt. Dabei fiel auch ein Grossteil seiner Schriften und seiner immensen Kristallsammlung, deren erste Exemplare er schon als Hirtenbub Giuli Battesta Spescha auf-

gespürt hatte, der Zerstörung anheim. Notabene: Seine Kartenzeichenkunst wurde von beiden Kriegsparteien beansprucht; dies machte ihn wider Willen zu einer Art «Doppelagent».

Natur- und Tierschutz der ersten Stunde

Placidus Spescha war nicht nur Universalgelehrter und Alpinist, sondern auch Anwalt des Wildes. Seine Gedanken zu Natur- und Tierschutz, aber auch zur Jagd sind heute noch aktuell.

In seiner Sorge um die Gebirgsfauna war der engagierte Pater mit der Wortwahl nicht zimperlich: «Wie unvorsichtig verfährt man nicht mit den Gämsen! Henker dieser Tiere fangen sie, wovon die meisten verfaulen oder verstümmelt und von anderen Tieren verzehrt werden. Welche Ordnung, welche Moral!»

Nicht nur dem tierquälerischen Fallenstellen, sondern auch dem Ausgraben lebender Murmeltiere während des Winterschlafs mittels grossem Bohrer (analog dem Entkorken einer Flasche mit dem Zapfenzieher) sagte er den Kampf an: «Das Murmeltier ist ebenfalls beinahe ausgerottet. Das Nachgraben dieser Tiere mindert ihre Vermehrung ausserordentlich. Man kann ihnen den sanften Winterschlaf nicht vergönnen, da ihn der Schöpfer angeordnet hat.»

Revolutionäre Gedanken

Der kämpferische Gottesmann kritisierte aber nicht nur, sondern machte auch konkrete Vorschläge, die gerade bezüglich Wildschutz derart modern waren, dass sie noch heute Gültigkeit haben. «Bauern fangen, schiessen und graben ohne Vorsicht und Schonung; Obere und Behörden aber sollten vernünftiger und behutsamer sein.» In seinen Bemerkungen über das Regalrecht erkannte er daher bereits die Notwendigkeit von übergeordneten und dadurch unabhängigen Jagdinspektoren.

Denn er erachtete es damals schon als notwendig, Jagd und Fischerei dem Gutdünken der Gemeinden zu entziehen – ein zu jener Zeit (1822) revolutionärer Gedanke: «Das Regalrecht ist zu behaupten, um dadurch das allgemeine Wohl zu erzielen und um die Tiere, welche Gott uns zu unserem Nutzen erschaffen hat, nicht ausrotten zu lassen; daher hat die Vorsehung ihnen in unseren Gebirgen und Tälern Ort und Aufenthalt angewiesen. Und Wehe dem, der wider das göttliche und das menschliche Gesetz handelt oder dazu Vorschub leistet.»

Alteingesessene Vorurteile

Doch obschon sich der visionäre Benediktinerpater wortgewaltig für den Schutz des bereits stark dezimierten Wildes einsetzte, machte auch er bezüglich Raubtiere noch einen Vorbehalt, der aus der damaligen Zeit heraus zu verstehen ist. Diese galten damals noch als Nahrungskonkurrenten des Menschen; denn in Notzeiten bedeutete Wildbret eine wichtige Ergänzung des Speisezettels.

Deshalb wurden die Raubtiere selbst über die Zeit von Spescha hinaus geächtet, wie dieses Beispiel belegt: «Die echte wilde Katze ist ein unheimliches Thier und gewährt einen fast abschreckenden Anblick», schrieb Friedrich von Tschudi noch 1853 in seinem grundlegenden Werk «Thierleben der Alpenwelt» und riet dabei dem Jäger: «Nun nimm dich wohl in acht, Schütze, fasse die Bestie genau aufs Korn!»

Kampf gegen Naturgewalten

Aus eigener Anschauung war ihm die Abhängigkeit der Bevölkerung von der unbarmherzigen Umwelt ein Begriff. Und er verstand es, auf die praktischen Erfordernisse des Alltags zu antworten. Mit seinen Vorschlägen (die nach den Unwettern in jüngster Zeit besonders visionär erscheinen), den Lawinen, Erdbeben und Hochwassern zu begegnen, nahm er manch spätere Entwicklung voraus. Sein energisches Eintreten für einen respektvollen Umgang mit der Natur ist heute noch wegweisend.

Doch nicht immer deckten sich damalige der Not gehorchende Bestrebungen mit heutiger Sichtweise, wie folgendes Beispiel zeigt: Mit der Verbauung des Fiemer wollte Placidus Spescha im Val Fiemer zusätzlichen Boden nutzbar machen: «Würde die Gemeinde Brunico ... dem Fluss ein tieferes Bett geben oder die Ufer mit Steinen erhöhen, so würde die Ebene um die Hälfte nutzbarer gemacht werden können.» Heute ist das Val Fiemer im Bundesinventar der Flachmoore sowie in jenem der Gletschervorfelder und Schwemmebenen aufgeführt...

Die Missernte von 1816 führte zur letzten grossen Hungersnot im Land, wobei sich die schwierige Versorgungslage vom Süden her besonders verheerend auswirkte. Dies forcierte den Ausbau des San Bernardino- und des Splügen-Passes. Dadurch drohte die Surselva ins Abseits zu geraten, weshalb der findige Mönch eine «Seitenstrasse» über den Lukmanier oder die (heute strengst geschützte) Greina erkundete und dabei frühere Bedenken über Bord warf.

Extrem genutzte Natur

Der Sommer in der Surselva ist kurz und lässt dem Getreide kaum die notwendige Zeit zum Ausreifen: «Kälte und Wärme reichen da immer einander die Hände. Man weiss kaum, wann es Sommer, Herbst oder Frühling sei; man ist nur in Bezug auf den Winter sicher», schreibt Placidus Spescha.

Der Anbau von Getreide – Gerste, Roggen und Dinkel – verlangte Anpassungen an die kurze Vegetationszeit: «Wenn die Alpenfelder noch mit Schnee bedeckt sind, wenn sie sollten geackert werden, so wird Erde oder Asche darauf gestreut; und es hat sich öfters zugetragen, dass der Schnee zwei Fuss und noch mehr tief auf den ungeackerten Feldern herumlag, da der Acker schon gesät war.»

Im Herbst wurde das Getreide zum vollständigen Ausreifen auf luftige Kornhusten verbracht. Placidus Spescha zog solche an Scheunenwänden (talinas) den freistehenden (chischnès) vor: «Wenn somit bei der letzten ein Stosswind kommt, so wirft er den Bau über den Haufen. Wenn feuchtes Wetter einfällt, wenn Regen- und Schneetage sich ereignen, so setzt sich die Feuchtigkeit hinein und das Getreide ist zum Dreschen untauglich, folglich sind die Talinas den Kischnès weit vorzuziehen.»

Erste Landschaftsgärtner

Die schachbrettartige Kleinfelderwirtschaft erzeugte ein abwechslungsreiches und biologisch sinnvolles Landschaftsmosaik, für welches Placidus Spescha bewundernde Worte fand: «Man kann die Einteilungen und Abwechslung, die Farben- und Schattenspiele der Alpenfelder und den Fleiss, welchen die Einwohner derselben darauf verwenden, nicht genug bewundern. Die Felder in den Alpen sehen einem Garten, welcher in Beete abgeteilt ist, deren jedes mit einer besondern Schattierung gezieret und wieder durch Zeit und Wachstum in eine andere übergeht, gleich.»

Der Mann aus dem Kloster war kompromisslos. Zu viele Prozessionen hielten in seinen Augen die Bevölkerung von der Feldarbeit ab: «Mithin soll das Feiern gemässigt werden. Gott hat in der Woche sechs Arbeitstage und nur einen zur Ruhe bestimmt, und unsere Vorfahren haben in Rücksicht dessen keine uns bindenden Gelübde festsetzen können; folglich ist dieser angegebene Satz nützlich, billig und recht.»

Unbequemer Visionär

Heute würde man Spescha einen Querdenker nennen. Schon damals befürwortete er im Schulwesen eine Zusammenarbeit über die Konfessionsgrenzen hinweg. Und im Tavetscher Manuskript ging er noch weiter: «Beyde Religionen könnten meines Erachtens leicht zu einer einzigen vereinigt werden, wenn der wahren Menschenliebe und der christlichen Vertragbarkeit Platz gestattet würde, denn beyde Religionsgenossen glauben an den nemlichen Gott und Erlöser.»

Pater Placidus Spescha als Bergsteiger (nach Kassian Knaus, in Pieth/Hager, 1913).



Viel Ärger provozierte er mit seiner dezierten Haltung gegenüber dem Pflichtzölibat für katholische Weltgeistliche: «Die Welt hat immer auf die Priester wenn sie kluge, sauber angekleidete, wohl gestaltete, gesunde, liebevolle und junge Mädchen zum Dienste anstellen, einen sehr grossen Verdacht, als wenn ihre Enthaltbarkeit dabei in Gefahr stünde; wohlan, wenn dieses wahr ist, so verschaffe man ihnen die apostolische Freiheit!»

Und weiter: «Die Kirche hat schon längstens anerkannt, dass eine Person des andern Geschlechts zur Beihilfe der häuslichen Angelegenheiten eines Priesters unumgänglich notwendig sei, deswegen verordnete sie ein Person von 40 und mehr Jahren zu ihren Diensten. Allein kann eine Person von 40 Jahren meine Enthaltbarkeit garantieren? Kann sie meine Begierden vertreiben, vertreibt sie sie wirklich? ... Wenn also dieses wahr ist, wie kann eine Person von 40 Jahren ein Vorbauungsmittel meiner Keuschheit werden? Wenn ein Priester von seiner Schwachheit überwunden wird, welches Ärgernis nimmt dann die Welt?»

Enttäuscht und verbittert

Nach dem Krieg, das heisst seit er von Innsbruck zurück war, fiel es dem Querdenker schwer, sich wieder in die Ordnung des Konvents einzufügen. Die Seelsorge stellte er dem rastlosen Forscherdrang hintan. Dennoch blieben etliche Projekte auf der Strecke, so ein Heilbad im Val Sumvitg, ein Armenhaus in Trun, Berghütten für Tourengänger und – erneut visionär – eine romanische Einheitssprache.

Streitigkeiten mit den Vorgesetzten verbitterten ihm den Lebensabend. Seine letzten Worte, als er am 14. August 1833 im Klosterhof in Trun das Zeitliche segnete, sollen gelaute haben: «Ussa dat la baracca ensemen» – «Jetzt fällt die Baracke zusammen». Das Leben von Placidus Spescha in einer Zeit des Umbruchs glich seinem Lieblingsobjekt, dem Bergkristall: spitzig und kantig, aber dauerhaft und strahlend – und dies über ein Vierteljahrtausend hinweg bis in die heutige Zeit.